

Forschen bei Feinden

Über die (Un-)Möglichkeit einer ethnografischen Forschung in äußerst rechten Feldern

PATRICK WIELOWIEJSKI

ABSTRACT

Die ethnografische Forschung in äußerst rechten Feldern scheint den methodologischen Grundlagen der Ethnografie zu widersprechen: Soll, darf oder kann es mit äußerst rechten Gesprächspartner_innen Dialog, Gegenseitigkeit, Vertrauen und persönliche Nähe, gar Freundschaft oder Kollaboration geben? Der Beitrag vertritt die Position, dass sich eine ethnografische Forschung mit äußerst rechten Forschungsteilnehmenden als engagiert und antifaschistisch verstehen muss, um ethisch überhaupt vertretbar zu sein. Zugleich reflektiert er die methodologischen Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben. Denn eine solch klare Haltung gegenüber dem Forschungsgegenstand widerspricht nicht nur den Prinzipien der Ethnografie, sondern sie riskiert auch den Zugang zum Feld. Der Autor zeigt anhand einer heiklen Situation, in der er sich nach seiner Feldforschung in der „Alternative für Deutschland“ (AfD) befand, was dies in der Praxis bedeuten kann. Er plädiert für eine stete Reflexion des Dilemmas zwischen ethnografischer Offenheit und antifaschistischer Haltung.

SCHLAGWORTE

Alternative für Deutschland (AfD), ethnografische Methodologie, Gender, Kollaboration, Rechtspopulismus

ZITIERVORSCHLAG

Wielowiejski, P. (2026): Forschen bei Feinden. Über die (Un-)Möglichkeit einer ethnografischen Forschung in äußerst rechten Feldern. In: Berliner Blätter 92, 203–212. DOI: 10.60789/921207.

„[Ich] forsche und schreibe [...] nicht objektiv-distanziert über einen Gegenstand, sondern gegen ihn. Die Analyse rassistischer Verhältnisse muss immer das Ziel verfolgen, den Gegenstand aus der Welt zu schaffen.“
Benjamin Opratko (2019, 20)

Die Rechten haben Konjunktur. Sie ziehen nicht mehr nur in Parlamente ein, sondern sie sind vielerorts an Regierungen beteiligt, und auch wo dies (noch) nicht der Fall ist, sind ihre Ziele mehrheitsfähig geworden. Die Kulturanthropologie ist gut beraten, diesen Umstand ernst zu nehmen, und sie hat ihn längst zu einem zentralen ethnografischen Forschungsgegenstand gemacht. Schließlich ist es auch ein Anliegen der Kulturanthropologie, die Welt zu einem inklusiveren Ort zu machen, an dem Differenz wertgeschätzt wird – und genau das will die globale Rechte bekämpfen. Deren Aufschwung trifft die Disziplin also in ihrem Kern. Was aber zunächst nur als folgerichtig erscheint, stellt sich bei genauerer Betrachtung als methodologische Herausforderung, wenn nicht gar als paradox heraus: Kann ein ethnografischer Forschungsansatz, der auf Dialog, Gegenseitigkeit, Vertrauen und persönliche Nähe, mitunter auf Freundschaft zu den Forschungsteilnehmenden setzt, in äußerst rechten Feldern funktionieren?

Der politische und gesellschaftliche Diskurs, der zunehmend im Modus der Polarisierung und des Kulturkampfes geführt wird, scheint sich gegenläufig zu den jüngsten Entwicklungen in der ethnografischen Forschung zu verhalten, die die Trennung von „uns“ und „den Anderen“ immer radikaler zu überwinden suchen. In manchen Richtungen des Fachs geht der Trend zum „Ernstnehmen“ nicht nur der Epistemologien, sondern auch der Ontologien der Forschungsteilnehmenden. Das heißt, es geht nicht mehr nur darum, die Alterität von Lebens-, Denk- und Wahrnehmungsformen zu *erklären* oder zu *interpretieren* (erst recht nicht von einem externen, vermeintlich überlegenen Standpunkt der Kritik aus), sondern sie als Beschreibungen der Wirklichkeit auf dieselbe Stufe zu stellen wie die wissenschaftlichen Beschreibungen. „[W]hat happens“, fragt Eduardo Viveiros de Castro,

„when native thought is taken seriously? What happens when the anthropologist’s objective ceases to be that of explaining, interpreting, contextualizing, or rationalizing native thought, but instead begins to deploy it, drawing out its consequences, and verifying the effects that it can produce on our own thinking?“ (Viveiros de Castro 2013, 489)

Auch wenn es sich hier um ein spezifisches Beispiel handelt – im Zuge von poststrukturalistischen, posthumanistischen, post- und dekolonialen sowie feministischen Kritiken an der Disziplin ist es für die ethnografische Forschung im Allgemeinen schwierig geworden, eine Position einzunehmen, die *keine* Augenhöhe mit den Forschungsteilnehmenden anstrebt, *nicht* mit ihnen ‚kollaborieren‘ will und auf dem Standpunkt des kritischen, außenstehenden Beobachters beharrt. Zweifellos ist dies eine wichtige Entwicklung hin zu einer weniger andro- und eurozentrischen, inklusiveren Ethnografie. Doch im Angesicht faschistischer Forschungsfelder haben nicht wenige Ethnograf_innen den Eindruck, in einer Sackgasse gelandet zu sein.

Im Folgenden denke ich anhand einer kurzen Episode aus meiner Feldforschung in der „Alternative für Deutschland“ (AfD) über die (Un-)Möglichkeit einer ethnografischen Forschung in äußerst rechten Feldern in der Gegenwart nach. Es gibt

hierzu inzwischen umfangreiche methodologische Debatten, die ich im Rahmen dieses Beitrags nicht ausführlich wiedergeben kann.¹ Da es sich jedoch auch für Kulturanthropolog_innen nicht von selbst erklärt, dass man mit der äußersten Rechten nicht kollaboriert, möchte ich zunächst anhand einer besonders intensiv geführten Debatte in der Zeitschrift *Current Anthropology* meinen eigenen – engagierten und antifaschistischen – Standpunkt erläutern. Auch wenn ich selbst diesem Anspruch nicht immer gerecht werden konnte, plädiere ich dafür, dass dies der einzige ethisch vertretbare ethnografische Zugang zur äußersten Rechten ist. Mit dem Politikwissenschaftler Benjamin Opratko gesprochen: „Die Analyse rassistischer Verhältnisse muss immer das Ziel verfolgen, den Gegenstand aus der Welt zu schaffen.“ (Opratko 2019, 20)

Zwischen ethnografischer Offenheit und antifaschistischer Haltung

Meiner Meinung nach dient die ethnografische Forschung in äußerst rechten Feldern nicht bloß dem wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn, sondern sie soll uns als Gesellschaft dabei helfen, Strategien *gegen* die äußerste Rechte zu entwickeln. Aus der Perspektive einer engagierten Wissenschaft ist es zwar eine Binsenweisheit, dass Forschung gesellschaftspolitisch relevant sein soll und ihre Ergebnisse „demokratische Entwicklungen befördern und zu emanzipativem Wissen und *Empowerment* beitragen“ sollen (Binder/Hess 2013, 27, Kursivierung im Original). Doch hier haben wir es mit einer verschärften Situation zu tun. Denn ein_e Ethnograf_in der äußersten Rechten läuft Gefahr, rassistischem und nationalistischem Gedankengut eine Bühne zu bieten, sie gar durch die Analyse als ‚verständliche‘ Perspektive zu adeln oder schlicht ihren bewussten Manipulationen auf den Leim zu gehen. Ich betrachte dementsprechend eine engagierte Herangehensweise in der Ethnografie äußerst rechter Felder nicht nur als eine wünschenswerte Option, sondern als forschungsethische Notwendigkeit. Eine neutrale oder möglichst distanzierte Perspektive gegenüber dem Forschungsgegenstand einzunehmen, mag in gesellschaftspolitisch weniger bedrohlichen Feldern – oder auch in einer dokumenten- oder interviewbasierten Forschung über die äußerste Rechte – möglich sein. Doch eine Ethnografie lässt sich per Definition auf die Menschen im Feld ein, versucht ihre Ängste und Sorgen, ihre Hoffnungen und Aspirationen zu verstehen. Empathie ist ihr epistemologisches Werkzeug. Wenn ein Forschungsansatz, der immer in irgendeiner Weise *Verständnis* befördern will, auf äußerst rechte Gesprächspartner_innen angewendet wird, helfen moralische Neutralität oder wissenschaftliche Distanz vor allem ebendiesen Rechten.

Vor diesem Hintergrund bin ich der Meinung, dass es in äußerst rechten Feldern für Ethnograf_innen schlicht keine neutrale Position gibt (vgl. auch Strick 2021, 49ff.). Dementsprechend ist für mich der ethisch einzig vertretbare ethnografische Zugang zur äußersten Rechten ein antifaschistischer, das heißt einer, der in der Forschung den übergeordneten Zweck sieht, die äußerste Rechte zu bekämpfen – welche Form dies auch immer in einer fertigen Arbeit einnehmen mag. Ganz anders sieht dies Benjamin R. Teitelbaum. Dieser vertritt die Meinung, dass in einer ethnografischen

¹ Für einen ausführlicheren Forschungsstand vgl. Wielowiejski 2024b, 66-82 (Kapitel 2.2). Die Besprechung der Arbeit von Benjamin R. Teitelbaum im folgenden Abschnitt ist größtenteils von dort übernommen.

Arbeit die Solidarität der Forschenden gegenüber ihren Forschungsteilnehmenden epistemologisch unverzichtbar sei und oberste Priorität haben sollte, auch wenn dies ethische Zwickmühlen zur Folge habe. Um das Dilemma zwischen unseren ethnografischen und politischen Werten zu überwinden, das uns in moralisch abstoßenden Feldern beschäftigt, empfiehlt er, an unserer tradierten Methodologie festzuhalten – und stattdessen unsere Haltung gegenüber äußerst rechten Akteur_innen anzupassen:

„My aim has been to cultivate close long-term relationships with nationalists fed by honesty, personal exchange, and trust. Friendships were both preconditions and by-products of such contact, as were instances of collaboration, reciprocity, even advocacy.“ (Teitelbaum 2019, 414)

Beispielsweise übernahm Teitelbaum das Lektorat eines Romans, den eine_r seiner Forschungspartner_innen verfasst hatte (ebd., 420). Folgerichtig spricht er selbst von „unmoralischer Anthropologie“. Teitelbaum reflektiert also sehr wohl, dass ein „dialogischer“ ethnografischer Ansatz, der auf Vertrauen, Gegenseitigkeit, Empathie, Augenhöhe, Respekt, Wohlwollen basiert, in äußerst rechten Feldern nicht zu haben ist, ohne den eigenen moralischen Standpunkt zu kompromittieren (ebd., 415). Doch er liefert kein überzeugendes Argument dafür, dass eine Ethnografie ohne einen so verstandenen Dialog nicht möglich ist. Stattdessen trägt er seinen „unmoralischen“ Ansatz provokativ vor sich her, als genüge schon die Provokation allein, um zu überzeugen: „I was aligning with them as a scholar and a person, and my work grew more penetrating, informed, and sinister in the process“ (ebd., 419). Teitelbaum blieb nicht dabei stehen, den Nutzen zu reflektieren, den seine Forschung seinem Feld bringen könnte – er *wollte* am Ende, dass seine Gesprächspartner_innen von ihm profitierten (ebd., 421). Auch wenn sie kulturelle Diversität wertschätzen, sind Anthropolog_innen offenbar nicht davor gefeit, mit äußerst rechten Akteur_innen zu sympathisieren. Doch wer dies tut und in der Folge die eigene ethnografische Arbeit als „unheilvoll“ betrachtet – und sich damit sogar brüstet –, muss sich die Kritik gefallen lassen, dass die Forschung eine äußerst rechte Agenda unterstützt hat.

Besonders kritisch hat Maddalena Gretel Cammelli gegenüber Teitelbaum und dessen Primat der Kollaboration Position bezogen. Sie bezeichnet das Risiko eines „going native“ in äußerst rechten Feldern unumwunden als „becoming fascist“ (Cammelli 2021). Teitelbaums Ansicht, der zufolge die primäre Loyalität und Solidarität der Ethnograf_innen, egal in welchem Feld, den Forschungsteilnehmenden zu gelten habe, hält Cammelli entgegen, dass die hauptsächliche Zielgruppe einer Forschung in äußerst rechten Feldern vielmehr eine kritische, antirassistische, demokratische Zivilgesellschaft sein sollte. Mit dieser klaren antifaschistischen Haltung, die sie während ihrer (versuchten) Forschung bei der neofaschistischen italienischen Bewegung CasaPound trotz zunehmender Gefahren im Feld aufrechterhielt, bildet Cammelli einen Gegenpol zu Teitelbaum – und ist in der Folge nicht mit dem Problem des „going native“ oder „becoming fascist“ konfrontiert, sondern damit, den Feldzugang ihrer Forschungsethik opfern zu müssen. Nachdem sie anfangs versucht habe, das von Andre Gingrich übernommene Prinzip „agree to disagree“ (Gingrich 2006, 209) zu befolgen, habe sie schnell festgestellt, dass es in ihrem Feld keine neutrale Position gebe. Die CasaPound-Aktivist_innen wollten ihre Anwesenheit im Feld nur unter sehr engen Bedingungen akzeptieren und machten keinen Hehl daraus, dass sie Cammellis Forschung instrumentalisieren wollten. Als ihre Gesprächspartner_innen sie fragten, ob sie ihre Feldnotizen lesen dürften und, noch

einen Schritt weiter, ob sie sich am Verfassen ihrer Dissertation beteiligen könnten, verweigerte sich Cammelli. CasaPound, so schien es, war keine marginalisierte Bewegung, die um jeden Preis Aufmerksamkeit erlangen wollte oder die auf ‚ehrliche‘ *insider reports* angewiesen war. Im weiteren Verlauf ihrer Versuche, Zugang zum Feld zu erhalten, wurde Cammelli von Aktivist_innen aufgefordert, die Seiten zu wechseln, und bedroht. Sie entschied sich letztlich, ihre Datenerhebung abubrechen. Doch selbst an dieser Stelle war die Gefahr für sie nicht vorüber: Bei einer Präsentation ihres Buches, lange nach Abschluss der Forschung, erschienen um die 50 faschistische Aktivist_innen und demonstrierten vor dem Veranstaltungsort (Cammelli 2021, o. S.).

Cammelli argumentiert, dass es folglich nicht nur die ethnografische Kollaboration mit äußerst rechten Forschungsteilnehmenden ist, die Risiken birgt – auch die Verweigerung von Kollaboration kann riskant sein. Hiervon handelt auch das empirische Material, das ich weiter unten besprechen werde.

Solidarität mit wem?

Meine ethnografische Forschung beschäftigt sich mit Homosexualität in der äußersten Rechten (Wielowiejski 2018; 2020; 2024a; 2024b). In Westeuropa lässt sich etwa seit der Jahrtausendwende eine diskursive Verschiebung feststellen: Im traditionellen Nationalismus wird Homosexualität *an sich* für problematisch gehalten, weil Homosexuelle die Reproduktion der Nation zu unterwandern scheinen. Sie werden mit Krankheit und Dekadenz in Verbindung gebracht und ihnen wird Illoyalität mit der Nation unterstellt. In neonationalistischen Parteien und Bewegungen wandelt sich dieses Bild jedoch. Nicht mehr der_die Homosexuelle an sich wird abgelehnt, sondern die Förderung von Lebensmodellen, die zu stark von der Heteronorm abweichen. Ein gewisses Maß an gesellschaftlicher Vielfalt wird hingegenommen, solange die Norm als Norm intakt bleibt. Gleichzeitig werden Homosexuelle von rechts als potenzielle Opfer einer vermeintlichen ‚Islamisierung‘ Europas in den Blick genommen – und so werden sie nicht nur umworben oder instrumentalisiert, sondern auch selbst in äußerst rechten Parteien aktiv.

Um die Frage zu beantworten, wie die Akzeptanz von Homosexuellen in der äußersten Rechten begründet und in national eingefärbte Selbstbilder eingebunden wird, habe ich zwischen 2017 und 2019 zwei Jahre lang ethnografisch in der AfD geforscht, insbesondere mit einer Gruppe von schwulen Männern, die sich „Alternative Homosexuelle“ (AHO) nennen. Von Anfang an ging ich im Feld offen damit um, dass ich kein Sympathisant der AfD bin und dass meine persönlichen Überzeugungen den Zielen der AfD entgegenstehen. Dies tat ich allerdings nicht bloß aus reiner Ehrlichkeit, sondern auch deswegen, weil ich von meinen Gesprächspartner_innen selbst ständig mit der Aufforderung konfrontiert wurde, mich zu positionieren, und zwar seit der ersten Begegnung. Wenn ich anfangs noch zögerlich und ausweichend auf solche Aufforderungen reagierte, verstand ich mit der Zeit, dass es mir innerhalb des engsten Kreises meiner Forschungsteilnehmenden nicht schadete, wenn ich offen mit meinen politischen Anschauungen umging. Im Gegenteil schien ich immer mehr eine feste Rolle als ‚der‘ Linke im Feld einzunehmen, als harmloser, wenn

auch politisch irreführender Wissenschaftler, der ein ehrliches Interesse an der AfD und der AHO hatte und dem insofern Respekt entgegengebracht werden konnte. Ich hatte, mit anderen Worten, gerade durch meine politische Positionierung Zugang gefunden; die Mitglieder der AHO vertrauten mir und bürgten für mich innerhalb der AfD. Dass meine Ziele ihren Zielen entgegenstanden, verstanden sie zwar, aber offenbar wollten auch sie Nutzen aus unserer Begegnung ziehen.

Auf der persönlichen Ebene hatten wir einen freundlichen, mitunter scherzhaften Umgang miteinander gefunden und unterhielten uns auch über private Themen. Dennoch zog ich im Hinblick auf die Zusammenarbeit mit dem Feld rote Linien und machte es meinen Gesprächspartnern² klar, dass ich nichts tun würde, was der AfD unmittelbar nützen könnte. Aus der Perspektive einer engagierten Forschung, die „kollaborative Formen der Wissensproduktion“ (Binder/Hess 2013, 35) bevorzugt, ergibt sich folglich die Frage, inwiefern sich eine solche Forschung als engagiert bezeichnen lässt. Denn, um es mit Janine Hauer, Friederike Faust und Beate Binder (2021, 9) zu sagen: „[W]er würde gerne die Mitglieder einer rechtspopulistischen Bürgerbewegung an der Entstehung der ethnografischen Repräsentation mitwirken lassen, geschweige denn ihre Ziele mit der eigenen Forschung unterstützen?“

Ich habe die Frage, inwiefern meine Forschung als engagiert bezeichnet werden kann, für mich beantwortet, indem ich im Anschluss an Benjamin Opratko das übergeordnete Ziel meiner Forschung darin gesehen habe, dass sie zum Verschwinden des Gegenstands beiträgt. So formulierte ich in meiner Monografie:

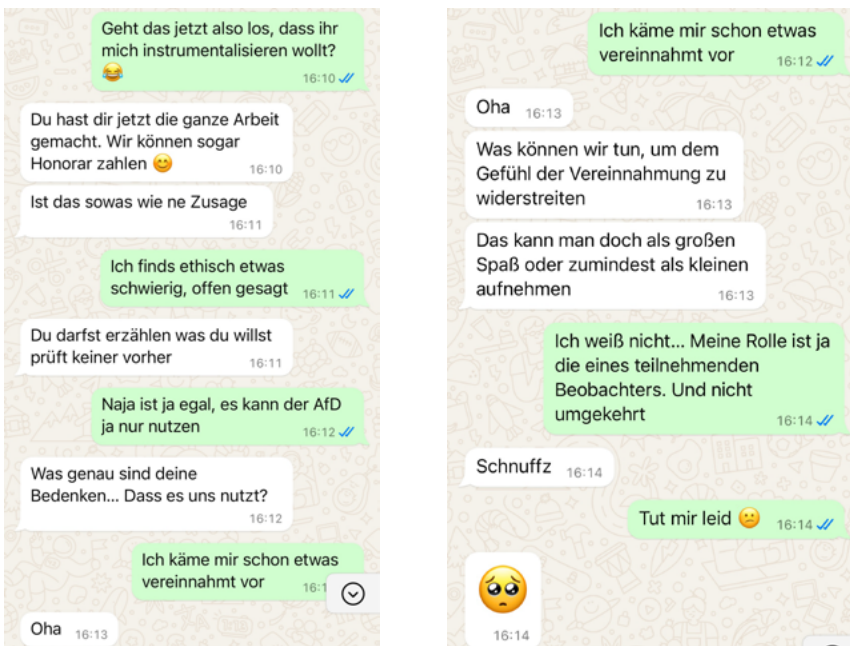
„Meine Solidarität gilt jenen, die meine Gesprächspartner_innen zu Feinden erklärt haben, das heißt im Kontext dieses Buchs insbesondere Muslim_innen beziehungsweise Migrant_innen und als solchen wahrgenommenen Personen, intersektional denkenden Feminist_innen und Linken, die sich gegen die AfD engagieren, sowie Queers jeglicher Couleur: trans, nichtbinäre und inter Personen, Regenbogenfamilien, Tunten, Butches und andere Lebensweisen, die sich außerhalb hetero- und homonormativer Ansprüche bewegen. Im Sinne dieser Menschen und ihrer Bewegungen ist dies eine engagierte Ethnografie.“ (Wielowiejski 2024b, 76)

Eine Kollaboration mit den Akteur_innen im Feld würde diesen Gruppen schaden – sie verbietet sich also geradezu. Hier ist es vielmehr die selbstbewusste *Verweigerung* von Kollaboration, die eine Form des engagierten Forschens darstellt, die ich als antifaschistisch bezeichne. Daraus ergibt sich jedoch die Gefahr, dass sich das Feld der Forscher_in verschließt oder – wie im Fall von Cammelli – diese_n gar anfängt zu bedrohen. Anhand einer Episode aus (beziehungsweise *nach*) meiner Feldforschung möchte ich im Folgenden abschließend zeigen, wie schwierig es mitunter sein kann, den schmalen Grat zwischen ethnografischer Offenheit und antifaschistischer Haltung zu navigieren.

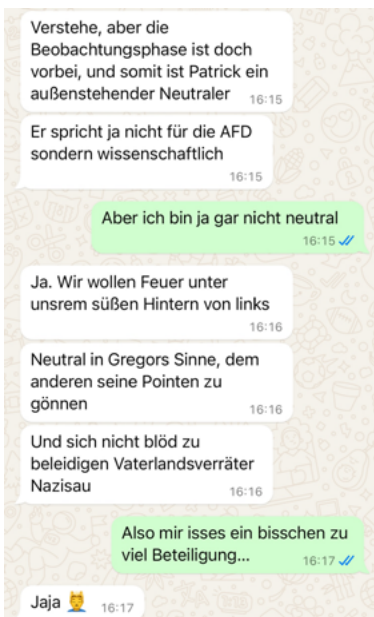
² Da ich es in meiner Forschung größtenteils, aber nicht ausschließlich, mit Männern zu tun hatte, verwende ich in vergeschlechtlichten Personenbezeichnungen zumeist den Gender-Gap. Dabei geht es mir weniger um eine inklusive Schreibweise – in äußerst rechten Feldern werden Lebensweisen jenseits der Geschlechterbinarität strukturell ausgeschlossen –, sondern darum, zu markieren, dass selbst diese Felder von Brüchen innerhalb der Geschlechterordnung durchzogen sind. Maskuline Formen verwende ich dann, wenn es sich tatsächlich nur um männlich identifizierte Personen handelt (wie etwa bei der AHO, in der zum Zeitpunkt meiner Forschung keine Frau aktiv war).

Eine Podiumsdiskussion mit der AfD?

Im Februar 2019, kurz nachdem ich das letzte Mal eine Tagung der AHO besucht und meine Feldforschung offiziell für beendet erklärt hatte, erhielt ich eine Einladung per WhatsApp. Andreas³, einer meiner wichtigsten Gesprächspartner_innen und Landtagsabgeordneter der AfD, fragte an, ob ich an einer Podiumsdiskussion mit Bundestagsabgeordneten und Landesvorständen teilnehmen und ein Referat zu rechten Schwulen halten würde. Unser Chatverlauf entwickelte sich wie folgt:



Währenddessen schrieb Andreas mit Gregor, einem anderen AHO-Mitglied, und leitete mir dessen Nachrichten weiter:



³ Namen von Forschungsteilnehmenden sind Pseudonyme.


Dieser Austausch, der etwa eine Stunde dauerte,⁴ machte mich ziemlich nervös. Ich wusste, dass Andreas die Idee zu der Podiumsveranstaltung mit einem anderen meiner Gesprächspartner_innen entwickelt hatte – Torben, der in einem westdeutschen Landesvorstand der AfD saß. Mit Andreas hatte ich in den letzten zwei Jahren viele Stunden verbracht, er war der zentrale Protagonist meiner Ethnografie geworden, und ich empfand ihm gegenüber Dankbarkeit. Er war es, der mir Zugang zu den Treffen der AHO und zu zahlreichen, teilweise hochrangigen internen Treffen der AfD verschafft hatte. Und auch wenn ich ihn nicht als Freund bezeichnen würde, hatte unsere Beziehung eine persönliche Ebene erreicht, auf der es mir schien, dass ich ihm etwas schuldig war. An unseren Nachrichten lässt sich sehen, wie offen mein Verhältnis zu Andreas war – meine Begründung, warum ich nicht auf dem Podium sitzen wollte, war authentisch. Torben wiederum hatte ich noch vor, zu interviewen, weil er eine sehr interessante Perspektive auf das Feld zu haben schien, obwohl die Zeit meiner eigentlichen Datenerhebung bereits vorbei war. Kurzum: Ich wollte es mir weder mit Andreas noch mit Torben verscherzen, und bei Andreas fiel es mir auch etwas schwer, ihn zu enttäuschen.

Auffällig ist außerdem Gregors Formulierung, ich sei ja nun ein neutraler Außenstehender, eben ein Wissenschaftler. Ich weise diese Charakterisierung zurück – „aber ich bin ja gar nicht neutral“ –, auch weil ich diesen Punkt während meiner Forschung immer wieder betont hatte, zumindest gegenüber der AHO. Ich verstand mich als beteiligt an der politischen Formation, die ich beforschte, und nicht als außenstehenden Beobachter (Binder 2014): Der politische Antagonismus, der zwischen meinen Gesprächspartner_innen und mir bestand und den wir am Ende meiner Forschungszeit regelrecht kultivierten, ist selbst Gegenstand meiner Forschung. Während meiner Feldforschung wägte ich sehr genau ab, wie sehr ich *teilnehmend* beobachten konnte und an welchen Stellen ich mich abgrenzen musste, auch wenn ich im Rückblick nicht immer die richtigen Entscheidungen getroffen haben mag. In Bezug auf diese Podiumsveranstaltung war ich mir jedenfalls sicher, dass es nicht mein Ziel war, der AfD zu Einsichten darüber zu verhelfen, wie sie mit Homosexuellen umgehen sollte. Zweifellos hätte eine Teilnahme an der Podiumsdiskussion reichhaltiges ethnografisches Material geliefert – aber ich wäre auch zum Instrument der AHO geworden. Ich hätte dabei geholfen, die Position der AHO innerhalb der AfD zu stärken. Doch meine Entscheidung war riskant, und eine Zeitlang blieb ich nervös: Würden Andreas, Gregor oder Torben ihr Einverständnis dafür zurückziehen, an meiner Forschung teilzunehmen, wenn ich den Gefallen nicht erwiderte? Doch die Episode ging gut aus: Für meine Forschung hatte meine Entscheidung gegen eine Teilnahme an der Podiumsdiskussion keine negativen Konsequenzen.

Hieran zeigt sich, dass in der Forschung mit äußerst Rechten stets abgewogen werden muss, wie viel ethnografische Offenheit sich mit wie viel antifaschistischer Haltung verträgt. Diese beiden Pole sind es, zwischen denen sich eine ethisch vertretbare Forschung in der äußersten Rechten aufspannt. Während etwa Teitelbaum dafür plädiert, an unseren ethnografischen Idealen festzuhalten und unsere politische Haltung zu überdenken, vertrete ich die gegenteilige Position, dass diese Felder gesellschaftspolitisch so gefährlich sind, dass wir unser ethnografisches Werkzeug

⁴ Die Screenshots zeigen einen auf der Grundlage von Transkripten nachgestellten Chatverlauf; die originalen WhatsApp-Nachrichten existieren nicht mehr. Dementsprechend sind die hier abgebildeten Uhrzeiten nicht authentisch. Andreas hat per E-Mail sein Einverständnis zur Veröffentlichung des Chatverlaufs gegeben.

anpassen müssen. Ganz auf Dialogizität verzichten können wir als Wissenschaftler_innen indes nicht: Denn auch wenn ich von der Verweigerung von Kollaboration spreche, so bleibt es doch epistemologisch unumgänglich, eine gewisse ethnografische Nähe aufzubauen. Wie Michi Knecht über ihre Ethnografie der sogenannten „Lebensschutzbewegung“ schreibt, handelt es sich um ein „widersprüchliche[s] Hin und Her zwischen Dialog und Konfrontation“ (Knecht 1996, 233). In der Ethnografie der äußersten Rechten bedarf es einer permanenten Reflexion dieses Widerspruchs.

PATRICK WIELOWIEJSKI  arbeitet als Rechtsextremismusexperte bei der Gesellschaft für Freiheitsrechte e. V. in Berlin, wo er sich in einem interdisziplinären Projekt mit der Frage beschäftigt, ob ein AfD-Verbotsverfahren Aussicht auf Erfolg hätte. Davor war er Koordinator der DFG-Forschungsgruppe „Recht – Geschlecht – Kollektivität“ und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin, wo er im Juli 2023 promoviert wurde. Die Dissertation, die mit dem Humboldt-Preis 2024 ausgezeichnet wurde, ist im Campus-Verlag unter dem Titel *Rechtspopulismus und Homosexualität: Eine Ethnografie der Feindschaft* (Open Access) erschienen.

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abb. 1–3 Screenshots, nachgestellter Chatverlauf © Patrick Wielowiejski

LITERATURVERZEICHNIS

Binder, Beate (2014): Troubling policies. Gender- und queertheoretische Interventionen in die Anthropology of Policy. In: Adam, Jens/Asta Vonderau (Hg.): Formationen des Politischen. Anthropologie politischer Felder. Bielefeld: transcript, 363–386.

Binder, Beate/Sabine Hess (2013): Eingreifen, kritisieren, verändern. Genealogien engagierter Forschung in Kulturanthropologie und Geschlechterforschung. In: Beate Binder u. a. (Hg.): Eingreifen, Kritisieren, Verändern!? Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch. Münster: Westfälisches Dampfboot, 22–54.

Cammelli, Maddalena Gretel (2021): Taking the Risk – and its Afterlife. Collaboration, Seduction and Danger in Ethnography with Contemporary Neo-Fascist Movement. In: Condition Humaine / Conditions Politiques 2, <https://revues.mshparisnord.fr/chcp/index.php?id=474>, aufgerufen am 22.8.2024, DOI: <https://dx.doi.org/10.56698/chcp.474>.

- Gingrich, Andre (2006): Neo-nationalism and the reconfiguration of Europe. In: *Social Anthropology* 14/2, 195-217, DOI: <https://doi.org/10.1111/j.1469-8676.2006.tb00034.x>.
- Hauer, Janine u. a. (2021): Kooperieren – Kollaborieren – Kuratieren. Zu Formen des Zusammenarbeitens in der ethnografischen Forschung. In: *Berliner Blätter* 83, 3-17, DOI: <https://doi.org/10.18452/22401>.
- Knecht, Michi (1996): Ethnologische Forschung in öffentlich umstrittenen Bereichen. Das Beispiel Abtreibungsdebatte und Lebensschutzbewegung in Deutschland. In: Waltraud Kokot/Dorle Dracklé (Hg.): *Ethnologie Europas. Grenzen, Konflikte, Identitäten*. Berlin: Dietrich Reimer, 225-240.
- Opratko, Benjamin (2019): Im Namen der Emanzipation. Antimuslimischer Rassismus in Österreich. Bielefeld: transcript.
- Strick, Simon (2021): Rechte Gefühle. Affekte und Strategien des digitalen Faschismus. Bielefeld: transcript.
- Teitelbaum, Benjamin R. (2019): Collaborating with the Radical Right. Scholar-Informant Solidarity and the Case for an Immoral Anthropology. In: *Current Anthropology* 60/3, 414-435, DOI: <https://doi.org/10.1086/703199>.
- Viveiros de Castro, Eduardo (2013): The relative native. In: *HAU: Journal of Ethnographic Theory* 3/3, 473-502, DOI: <https://doi.org/10.14318/hau3.3.032>.
- Wielowiejski, Patrick (2018): Identitäre Schwule und bedrohliche Queers. Zum Verhältnis von Homonationalismus und Anti-/G/enderismus im Nationalkonservatismus. In: *Feministische Studien* 36/2, 347-356, DOI: <https://doi.org/10.1515/fs-2018-0037>.
- Wielowiejski, Patrick (2020): Identitarian Gays and Threatening Queers, Or: How the Far Right Constructs New Chains of Equivalence. In: Gabriele Dietze/Julia Roth (Hg.): *Right-Wing Populism and Gender. European Perspectives and Beyond*. Bielefeld: transcript, 135-146.
- Wielowiejski, Patrick (2024a): Anti-Muslim Articulations. Ethnosexist Common Sense and Gay Politics in the Alternative für Deutschland. In: Dorothee Beck u. a. (Hg.): *Blurring Boundaries – ‘Anti-Gender’ Ideology Meets Feminist and LGBTIQ+ Discourses*. Opladen u. a.: Barbara Budrich, 91-106.
- Wielowiejski, Patrick (2024b): Rechtspopulismus und Homosexualität. Eine Ethnografie der Feindschaft. Frankfurt am Main/New York: Campus.